

Heimatecke

Aus meiner Vaterstadt Warburg

Jugenderinnerungen von L. Weingärtner.

(2. Fortsetzung)

Sitten und Lebensweise jener Zeit waren einfach, den damals geringen Einnahmen der Beamten und Bürger entsprechend. Die Söhne der Bürger und Handwerker besuchten das Progymnasium bis Quarta, auch wohl bis Tertia; daß je einer von ihnen, der sich dem Berufe seines Vaters widmen wollte, das Zeugnis zum einjährigen Dienst erstrebte, kam nicht vor.

Was zunächst die Kleidung anbelangt, so sah man die alten Leute des Sonntags noch viel mit Kniestrümpfen oder langen Gamaschen zur Kirche gehen. Der Hauptstaat des Handwerkers oder kleinen Bürgers war ein langer Rock, meist farbig — blau, braun oder grün —, der aber nur am Sonntag und bei festlichen Gelegenheiten getragen wurde. Ein solcher Rock kostete wohl mehr, als er jetzt kosten würde; er mußte aber auch länger als ein Jahrzehnt halten und ging dann auf die Kinder über. Im Winter sah man noch vielfach den großen Mantel, die sogenannte Schenille mit einem großen Kragen, meist von blauer Farbe. Der Arbeiter kannte an gewöhnlichen Tagen kaum eine andere Tracht als den blauen Kittel und eine leinene Hose, zu denen im Winter ein dicker wollener Schal kam. Selbst bei den Bessergestellten mußten die damals auch nicht so der Mode unterworfenen und ohne Zusatz von Kunstwolle hergestellten Kleider länger halten. Ich habe sie nicht vergessen, diese schöne, großkarierte, hellblaue Hose welche ich von einer alten meines Vaters bekommen hatte. Gleich am ersten Tage, als ich mich in ihr der erstaunten Welt zeigte, hatte ich das Anglück, zu fallen und die Hose am Knie zu zerreißen. In der Strafpredigt, welche mir meine Mutter hierüber hielt, kamen u. a. die Worte vor; „Sieben Jahre hat Dein Vater die schöne Hose getragen, ohne sie zu zerreißen, und Du ruinierst sie gleich am selben Tage". Hier fand ich erst meine Fassung und Worte wieder und erlaubte mir, zu meiner Verteidigung anzuführen: „Ja, wenn Vater sie ein paar Jahre weniger getragen hätte, wäre sie auch nicht gleich kaput gegangen". Aber es half nichts, ein großer Flicken mußte den Schaden ersetzen und die Hose noch längere Zeit Dienste tun.

Die Herstellung der neuen Kleidungsstücke aus den alten des Vaters oder der Brüder besorgte der lange Schneider W., der meist im Hause der Kunden arbeitete. Der neben der Kost gewährte Lohn war gering, erst 6 Sgr., später 7½ Sgr. Und was wurde dafür geleist! Aus einem alten Frack bekam ich zwei schöne Jacken, aus einer Hose einen Rock, aus dem Kragen einer Chenille einen Ueberzieher usw. Daß ein gleichaltriger Junge die Sachen jetzt auch noch mit gleichem Stolze tragen würde, bezweifle ich sehr. Dabei erzählte uns Meister W., der einige Jahre in Amerika gewesen war, die schönsten Geschichten von seinen Erlebnissen jenseits des großen Wassers, die wir damals auch glaubten. War W. im Hause, so saßen wir den ganzen Tag bei ihm, kein Spiel reizte uns, seine Erzählungen waren zu interessant.

So lange wir die Elementarschule besuchten, trugen wir fast nur Kittel von demselben Schnitte, wie ihn die Titelfigur des „Struwelpeter" noch jetzt trägt. Kam man aber auf Sexta, so mußte schleunigst ein Rock oder eine kurze Jacke mit oder ohne Schöße beschafft werden, denn „Kittelfertaner" geschimpft zu werden, war die größte Schmähung, welche einem angehenden Musensohne zugefügt werden konnte. Die Kleider der Frauen waren einfach und glatt gemacht, ungefähr dem Kleiderschnitte der Puppen in der Arche Noah entsprechend. Die Mäntel umschlossen den ganzen Körper in der Form der jetzigen Abendmäntel, aber denselben Mantel, welchen die Braut oder junge Frau getragen hatte, trug sie auch noch als Großmutter. Alle Muster und Farben waren gleich „modern". Hüte trugen nur Damen von Stande, sogenannte Kapot- oder Kutschwagenhüte, die selbst dem jugendlichsten Gesicht einen alternden Anstrich gaben. Wenn eine Magd, die auswärts gedient hatte, mit einem solchen Hute zurückkam, sprach man in der ganzen Stadt von dieser stolzen und verschwenderischen Person. Es mochte dieses bei dem damals üblichen Jahreslohn von 16 bis höchstens 20 Talern auch richtig sein.

Bayrisches Bier oder, wie es in Warburg genannt wurde, Felsenbier, wurde bei Hubers, Spellerbergs und Michels (zwischen den Städten) gebraut, aber in allen drei Wirtshäusern zusammen wurde damals gewiß nicht so viel getrunken, als jetzt in einem derselben. Wer die Wirtshäuser zu häufig besuchte, kam bald in den Ruf, ein „Supsack" und „Beerlümmel" zu sein. Als ein Bürgersohn einst von mehreren im Wirtshause versammelten Bekannten eine irrtümlich an seinen Vater abgegebene Einladung bekam, mit ihnen einen Anker Bier zu trinken, ließ der gestrenge Herr Vater sagen, sein Sohn könne keinen Anker Bier trinken, den setze man ja noch nicht einmal einem Elefanten vor.

Am Sonntag nachmittag besuchten Bürger und Handwerker meist die Lokale, wo das Glas Weizenbier zu 6 Pfg. verschenkt wurde. Man rauchte dort lange Pfeifen, sprach über Politik, von der man damals seine Kenntnis hauptsächlich aus dem wöchentlich erscheinenden Kreisblatte schöpfte und spielte Karten um geringen Einsatz, auch wurde sehr häufig Lotto gespielt. Die Karten waren meist so schmutzig und verbraucht, daß ein Streit, ob die betreffende Karte ein König oder ein Bauer sei, gar nicht selten vorkam. Die „Honoratioren" verkehrten meist im Kasino, welches sich in den hinteren Räumen des Möllerschen, später Göringschen Hauses am Paderborner Tore befand. Hier bestand noch eine gewisse Spannung aus dem Jahre 1848 her; im hinteren Zimmer saßen die Demokraten, vorn die Königstreuen, die Aristokraten, wie sie sich nannten. Unter dem vermittelnden Einflusse des neuen Gerichtsvorstandes näherten sich die Parteien aber bald wieder, man merkte, daß die Gegensätze doch gar nicht so groß gewesen waren, als man früher gedacht hatte. Auch bei Brachts (Desenberg) und bei Dodts traf man Abendgesellschaft. Das Kasino wurde dann bald an das entgegengesetzte Tor an die Stelle verlegt, wo jetzt das Postamt steht.

Einen Glanzpunkt meiner Jugenderinnerungen bilden die Truppendurchmärsche aus dem Jahre 1850, als wegen des kurhessischen Verfassungskonfliktes mobil gemacht war. Noch oft habe ich später alte Soldaten getroffen, welche zu jener Zeit in Warburg im Quartier gelegen hatten. Wochenlang hatte die Stadt bei fortwährendem Wechsel täglich ein oder mehrere Bataillone zu beherbergen und zu verpflegen. Wie freuten wir Kinder uns, wenn einmal eine Parade auf dem Markte stattfand oder gar Musik mitgekommen war. Bei diesen Paraden fehlte nie der beim Steueramte angestellte „Rittmeister" H., eine martiale Figur. Man hatte ihm beim Abgange als Husarenwachtmeister den Charakter als Rittmeister verliehen. Seine Husarenjacke, in welcher er bei der Parade erschien, soll der Rangerhöhung nicht in allen Teilen nachgekommen sein. Noch deutlich ist mir erinnerlich, daß eines Abends Alarm geschlagen und erzählt wurde, jetzt ginge der Krieg los. Am andern Tage, es war am 8. Nov. 1850, gingen wir vor das Tor, um den Kanonendonner zu hören; es war aber vergebens, denn Bronzell war zu weit entfernt, und der angeblich dort angeschossene Schimmel hat niemals existiert. Hiermit waren aber die Truppenbewegungen bald zu Ende. Der Rückmarsch der Soldaten vollzog sich schneller.

Zum Kochen und Heizen wurde damals lediglich Holz verwendet. Auf den Holzversteigerungen wurde gegen Ende des Winters der für das ganze Jahr notwendige Vorrat angekauft, dann angefahren und im Frühjahr und Sommer zerkleinert. Auf jedem Hofe standen große Holzdiemen; man mußte einen starken Vorrat von Brennholz haben, damit es den Winter hindurch ausreichte. Es war eine böse Sache, wenn man nicht auskam und nasses Holz brennen mußte, das wohl qualmte, aber wenig Wärme gab. Wie oft haben wir dem alten Arbeiter Borg beim Kleinmachen des Holzes geholfen; im Grunde werden wir ihm allerdings wohl mehr im Wege gestanden haben. Er bekam für die Klafter einen Taler, dafür mußte er das Holz aber auch in Diemen stellen. Es war sein Stolz, daß ihm nie eine Dieme einstürzte, was bei anderen Pfuschern leicht passierte. Mit wichtiger Amtsmiene schlug er einen Stock in die Erde, zog mit einem Bindfaden einen Kreis, dann wurde sorgfältig mit Splitten ein doppelter Ring gelegt und dann das übrige Holz hineingebaut. Schwer verdient war der Taler, aber Borg wurde mit Hilfe seiner Söhne täglich mit einer Klafter fertig. Als ihn einst eine Dame fragte, ob er nicht einen seiner Söhne ein Handwerk lernen lassen wollte, erwiderte er, das Lernen des Handwerks koste 15 Taler, dafür müsse er 15 Klafter Holz klein machen, und das sei zu viel. Im Sauerlande erinnern mich die Holzdiemen noch jetzt zuweilen an jene Zeit.

Allmählich wurden mit dem Bahnverkehr auch bei uns die Steinkohlen häufiger. Sie fanden anfangs schlechten Eingang, denn in den alten Holzöfen wollten sie nicht brennen, und man wollte doch nicht gleich neue Oefen anschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 8 | 26. Januar 1935 | 9. Jahrgang

Der Tod auf Hohenfried

Roman von Kurt Martin / Copyright by Verlag „Neues Leben". Bayr. Gmein / Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck verboten

[7 Fortsetzung]

Sie bediente ihn selbst.

„Nun, haben Ihre Nachforschungen schon zu einem Erfolg geführt?"

Der Gefragte räusperte sich. Seine wasserblauen Augen streiften in der Ferne. Er hob zurückhaltend die Hände.

„Gnädige Frau, ich spreche nicht gern über Dinge, die ich noch nicht übersehe, denen ich aber auf der Spur bin."

„Ah, also eine neue Spur."

„Ja, gewiß, eine neue Spur."

Egon Gerdahlen forschte interessiert.

„Und wo führt diese Spur hin?"

„Darüber möchte ich mich noch nicht äußern, Herr Doktor."

„Sie werden es begreiflich finden, daß wir uns für alle Ihre Feststellungen lebhaft interessieren. Sehen Sie, meine Mutter und auch ich, ebenso wie meine Kusine, wir alle möchten die Rätsel hier restlos gelöst sehen. Das Gericht freilich sieht den Fall Gerdahlen schon für gelöst an. Mein armer Vetter sitzt schon seit Monaten in Untersuchungshaft. — Rechtsanwalt Dr. Blunck, sein Verteidiger, befürchtet, daß die Schwurgerichtsverhandlung bald neu anberaumt wird. Der Staatsanwalt gibt keine Ruhe! — Vor dieser neuerlichen Verhandlung soll aber der Fall völlig geklärt sein. Es warten also hier auf Sie sehr große Aufgaben."

„Ich werde alles tun, meinen Aufgaben gerecht zu werden." —

„Im Schlafzimmer meines Onkels fanden Sie also keine neue Spur?"

„Bis jetzt nicht. — Ich möchte wenigstens nicht davon sprechen."

„Also bitte, es stehen Ihnen alle Räume offen! Arbeiten Sie so, wie sie es für gut befinden."

„Ich werde meine Nachforschungen dann sogleich fortsetzen."

„Und wo wollen Sie beginnen?"

„Je nun — erst möchte ich einmal die Räumlichkeiten von Herrn Albert Gerdahlen besichtigen."

Sigrit Sundborg zog die Brauen hoch.

„Wozu? Ich denke, Sie sollen die Unschuld meines Vetters nachweisen. Was wollen Sie denn in seinen Zimmern?" —

Max Jobst sah sie ärgerlich an. Er kam sich sehr wichtig vor. Daß man da an seinen Plänen etwas auszusetzen fand, konnte er schlecht vertragen. Er sagte abweisend.

„Die Wahl meiner Wege muß ich mir schon selbst vorbehalten."

Frau Gerdahlen vermittelte.

„Natürlich hoffen wir, durch Sie Dinge entdeckt zu sehen, die Alberts Schuldlosigkeit beweisen; aber du darfst deshalb Herrn Jobst nicht verwehren, das zu tun, was er für nötig hält, Sigrit."

Das junge Mädchen zuckte mit den Achseln.

„Er kann ja tun, was er will;! — Vielleicht will er einen neuen Schuldbeweis für Albert suchen."

„Aber Sigrit!"

Max Jobst lächelte kühl.

„Ich suche Tatbeweise, Fräulein Sundborg! Wen ich damit belasten muß, das hat mir vollkommen gleichgültig zu sein. Mein Weg ist mir streng vorgezeichnet. Ich will Beweise finden, die auf den Mörder Ihres Onkels schließen lassen. — Ich kann da nicht sagen: Von dieser und jener Person möchte ich nichts finden! Ich —"

Sigrit erhob abwehrend die Hand.

„Bitte! Handeln Sie ruhig, wie Sie handeln zu müssen glauben! Aber ich meine, Sie sollten offenliegendere Dinge verfolgen."

„Offenliegendere Dinge?"

Max Jobst sah sie überrascht an.

Auch Egon Gerdahlen fragte.

„Wie meinst Du das, Sigrit?"

„Nun, z. B. würde ich den Spuren dieses Bruno Bauer nachgehen."

„Bruno Bauer?"

Frau Gerdahlen staunte.

„Aber was hat denn dieser Mensch mit der Ermordung Onkel Joachims zu tun? Bruno Bauer hat seinen Onkel Otto Müller ermordet. Aber sonst?"

„Vielleicht ist er auch der Mörder Onkel Joachims!"

„Er?"

Egon Gerdahlen lächelte leis.

„Das ist aber schon eine gewagte Hypothese, Sigrit. Ich wäre froh, wenn jener Mensch auch diesen Mord begangen

harrte. Dann wäre ja Albert sogleich befreit. — Aber seht einmal an, es besteht doch so gar kein Zusammenhang zwischen beiden Verbrechen."

Sigrit beharrte.

„Vielleicht doch!"

Max Jobst fragte eifrig.

„Und welchen Zusammenhang meinen Sie?"

Sie sah ihn kühl, abweisend an.

„Das sollten Sie feststellen. Sie sind doch Detektiv."

Frau Gerdahlen fragte:

„Ja, aber du mußt doch durch irgend etwas zu dieser Schlußfolgerung angeregt worden sein, Sigrit. Willst du uns darüber garnichts sagen? Gab es irgendwie Ursache, die dich auf diesen Gedanken brachte?"

„Ja und nein, Tante. — Mir kam es zunächst auch unmöglich vor, diese beiden Verbrechen miteinander zu verbinden, aber schließlich sage ich mir jetzt immer öfter, daß der Herr Kriminalinspektor Stein vielleicht nicht so unrecht haben kann."

„Der Herr Kriminalinspektor?"

Sie sagten es alle drei.

„Ja, Herr Kriminalinspektor Stein, der den Mord an Otto festgestellt hat."

Max Jobst runzelte die Stirn.

„Ach, Stein! — Na, der hat sich schon oft genug geirrt!"

Egon Gerdahlen staunte immer noch.

„Aber wann hat er denn mit dir gesprochen, Sigrit?"

„Ich war gestern bei ihm."

„Du warst bei ihm?"

„Ja."

Frau Gerdahlen schien erregt.

„So, und uns hast du bis heute morgen nichts davon gesagt?" Wirklich, das finde ich sehr wenig rücksichtsvoll von dir, Sigrit! Ich denke doch, wir kämpfen hier Hand in Hand um Alberts Unschuld. Ich habe jetzt sogar einen Detektiv herausbestellt, weil mir die Kriminalpolizei zu lässig arbeitet. — Und du handelst hinter unseren Rücken. — Das verstehe ich nun wahrhaftig nicht!"

„Ich habe ja gar nicht gehandelt."

„Na, ich denke doch!"

„Ich war nur bei ihm und bat ihn, sich Alberts anzunehmen."

Egon Gerdahlen seufzte.

„Da hast du eine Dummheit gemacht, Sigrit!"

„Wieso?"

„Du weißt doch, wir wissen es alle, daß das Gericht unbedingt an Alberts Schuld glaubt. Also wird auch dieser Kriminalinspektor nicht anders denken! — Nun warst du bei ihm und hast ihn vielleicht gebeten und gebeten, und er wird sich jetzt sagen: Die kommt nur, weil sie Albert Gerdahlen für schuldig hält, und die Angst treibt sie zu mir! — Das hättest du wirklich nicht tun sollen!"

Max Jobst pflichtete ihm bei.

„Sehr richtig! Wenn Kriminalinspektor Stein sich des Angeklagten Herrn Gerdahlen annehmen soll, dann wird kaum etwas Rechtes dabei herauskommen. Der tunkt ihn höchstens noch tiefer ins Verderben. Kriminalinspektor Stein ist rücksichtslos. Der kennt kein Erbarmen! Und überhaupt," — er blickte beleidigt drein — „dann kann ich ja meine Aufgabe hier auf Hohenfried als beendet ansehen — und gehen!"

Frau Gerdahlen bat.

„Aber Herr Jobst, Sie werden Ihre Tätigkeit hier doch nicht einstellen! — Siehst du, Sigrit, das hast du angerichtet!"

Das junge Mädchen kämpfte mit Tränen.

„Aber Tante! — In meiner Herzensangst —"

„Na ja, Sigrit, ist kann dich selbstverständlich verstehen. Wir sind hier auf Hohenfried jetzt eben alle sehr nervös geworden. — Aber nicht wahr, du sprichst dich von jetzt ab stets erst mit uns aus, ehe du wieder solch einen Schritt unternimmst."

„Ja, Tante."

Max Jobst knurrte verdrießlich.

„Ich möchte doch aber auch von Fräulein Sundborg hören, ob ihr an meiner weiteren Tätigkeit hier gelegen ist."

Sigrit seufzte.

„Mir ist ja alles recht. Wenn Sie nur wirklich Erfolg hätten!"

„Erfolg? Den werde ich schon haben. Da verlassen Sie sich darauf!"

Sigrit erhob sich.

„Wir wollen es hoffen! — Tante, ich will ein wenig in den Park gehen."

Frau Gerdahlen nickte ihr wieder freundlich zu.

„Ja, geh, Sigrit, und versuche, ruhiger zu werden!"

Rasch eilte das junge Mädchen aus dem Zimmer.

Erst als der tiefe Schatten der hohen Bäume des Hohenrieder Parkes sie umgab, atmete Sigrit auf.

Nur allein sein! — Denken dürfen, denken und immer wieder denken! — Wege suchen, Hilfe suchen! — Hatte sie wirklich falsch gehandelt, als sie bei dem Kriminalinspektor war? — O, er war wohl schroff. Gnade gab es bei dem nicht. — Aber sie suchte doch auch keine Gnade! Sie brauchte doch gar keine Gnade! — Nur Albert sollte er befreien! — Und wenn sie sich selbst opfern mußte — alles, alles, — nur Albert erlösen! —

Sie hörte Schritte hinter sich. — Dort kam Egon.

Keine Ruhe! — Was wollte er von ihr? —

Egon Gerdahlen hatte sie erreicht.

„Ich darf dir doch ein wenig Gesellschaft leisten, Sigrit?"

„Gewiß Egon. Aber ich habe Kopfweh. Ich —"

„Du solltest fort von hier, Sigrit! — Bitte, versteh mich nicht falsch! — Ich meine, auf ein paar Monate solltest du von hier fortgehen. Die Ereignisse hier haben dich furchtbar mitgenommen. Ich habe große Sorge um dich. — Wenn du jetzt für ein paar Monate in die Schweiz gingest oder nach Italien? — Freilich, wenn du solange allein bist, unter ganz fremden Menschen — das ist auch nichts. — Wenn ich dich doch begleiten dürfte! — Wir zwei —"

„Aber ich will ja gar nicht fort."

„Du bist das deiner Gesundheit schuldig."

„Nein, ich gehe nicht fort von hier. — Jetzt nicht."

„Und doch solltest du gerade jetzt gehen! — Sei versichert, hier wird alles getan, was zu tun ist."

Er blieb stehen und faßte nach ihren Händen.

„Sigrit, du weißt, daß ich dich liebe! — Werde mein Weib! Laß uns beide auf ein paar Monate von hier fortgehen! Die Verwaltung der Güter hier liegt in treuen Händen. Herr Finkemann besitzt mein volles Vertrauen. — Ich kann also fort. — Wir gehen weit weg, ich zeige dir viel Schönes und Neues, und du wirst dabei das Schwere hier vergessen."

Sie sah ihn groß an.

„Und Albert?"

„Albert — ja, wir können ihm ja doch nicht helfen. Und wenn wir noch so sehr an seine Unschuld glauben — was können wir dann tun? — Meine Mutter hat nun das Letzte versucht, sie hat einen Detektiv hierher genommen, daß er den Fall nochmals von Anfang an durchgeht. Wenn der nichts anderes findet, dann — dann, ja, man spricht das Wort nicht gern aus — aber dann ist Albert doch wohl schuldig. — Denke an die Beweise! — Und wenn wir Albert noch so sehr verteidigen, — die Beweise können wir nicht aus der Welt schaffen!"

Sie entzog ihm ihre Hände.

„Laß mich!"

„Aber, Sigrit, hast du mich nicht ein wenig lieb?"

„Ich — ich darf jetzt überhaupt nicht an mich denken."

Er nickte sorgenvoll.

„Ja, du denkst jetzt nur an den andern! An Albert! — Und der vielleicht —"

Sie wandte sich zum Gehen.

„Ich will zurück ins Haus. — Ich muß mich legen, es ist mir zu elend."

„Sigrit!"

Schweigend gingen sie den Weg zurück.

Als sie schon nahe dem Herrenhause waren, forschte Sigrit: „Wo ist Herr Jobst?"

„Ich weiß es nicht."

„Wohl in Alberts Zimmern?"

„Wir müssen ihn nach seinem Gutdünken handeln lassen."

„Er hat dort nichts zu suchen!"

„Aber Sigrit! Wie sonderbar du sprichst! — Wenn Albert unschuldig ist, dann mag Herr Jobst ja ruhig dort suchen; er wird doch nichts Belastendes finden. — Und wenn Albert nicht ohne Schuld ist —"

„Er ist ohne Schuld!"

Fortsetzung folgt.

„Jetzt kommt die Narrenmusik . . ."

Beethovens verkanntes Genie. — „Wir sind des kleinen Musiktyrannen satt." — Brahms „Ungarische Tänze" und vier Schlösser — Sie nahmen den „Erlkönig" nicht einmal geschenkt

Von Gustav Kern

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. An dieses Dichterwort wird man erinnert, wenn man die Lebenswege unserer größten deutschen Musiker überblickt. Der Aufstieg zu den Gefilden des Weltruhms und der Unsterblichkeit wurde gerade ihnen oft genug durch Unverständnis und Engherzigkeit so mancher Zeitgenossen erschwert, und es bedurfte der ganzen Ueberwindungskraft und des unerschütterlichen Glaubens an das eigene Können des begnadeten Künstlers, um sich zur Anerkennung und gerechten Würdigung der Mitwelt durchzuringen.

Wie wurde einst ein so überragendes Genie wie Beethoven mit seinen heute die ganze Welt in ihren Bann schlagenden Werken verkannt! Von dem alten, im vorigen Jahrhundert sehr angesehenen Komponisten Stadler wird berichtet, er habe jedes öffentliche oder private Konzert, in dem eine Schöpfung Beethovens gespielt wurde, kopfschüttelnd und mit den klassischen Worten verlassen: „Jetzt kommt die Narrenmusik, jetzt geh i' fort." Ins gleiche Horn stieß der Musikhistoriker Forkel, Verfasser einer längst vergessenen Musikgeschichte, bei der Beurteilung des Meisters. „Beethoven hat nichts gelernt", lautete seine Ansicht, „und kein einziges Werk geschaffen, von dem man sagen könnte, es sei in seiner Komposition ein reines Kunstwert".

Nicht viel glimpflicher kam Richard Wagner in der Kritik so mancher „sachverständiger" Zeitgenossen weg. Seine ersten Opern mußte er selbst verlegen, da anfangs kein Musikverlag das Wagnis, diesen „verschrobenen" Erneuerer herauszubringen, auf sich nehmen wollte. Es erscheint uns heute kaum noch glaubhaft, daß er seinen vollständigen „Ring" für sage und schreibe viertausend Taler einem bekannten Verlage anbot und von diesem eine glatte Absage erhielt. Und als sich endlich Verleger fanden und damit der Weg in die Oeffentlichkeit geebnet wurde, begann ein erbitterter Kampf des Künstlers gegen seine Kritikaster und Miesmacher. Fast wie eine Ironie mutet es uns an, zu vernehmen, daß Richard Wagner gerade im Geburtsjahr der deutschen Einheit, Anno 1870, auf das heftigste befehdet wurde, obwohl er es doch war, der als erster deutscher Musiker den Vollakkord der deutschen Einheit ertönen ließ.

Die „Leipziger Zeitung" veröffentlichte unter dem 26. Juni 1870 von einem ihrer Musikrezensenten folgenden Bericht über die Erstaufführung der „Walküre" in München: „Ich regiere Frankreich mit eiserner Hand, aber diese Hand ist behandschuht, damit man ihre Härte nicht fühle — so sagte einst Napoleon I. zu Pius VI. Freund Wagner scheint es in seiner Art ebenso mit uns halten zu wollen, allein auf solchem Gebiet reicht die bisher verwandte Hülle nicht aus, und wir sind des Musiktyrannen so ziemlich satt. Wochenlang wurde die Walküre einstudiert, unsere Hoftheaterintendanz hatte das Möglichste getan, so daß betreffs der Dekorationen und Inszenierung nichts mehr zu wünschen übrig blieb. Wenn also von einer mangelhaften Aufführung nicht die Rede sein konnte — auch die wahrhaft bewunderungswürdige Aufopferung der Darsteller ließ nicht den geringsten Zweifel zu —, woran lag es dann, wenn das Tonwerk keinesfalls den hohen Erwartungen entsprach? Wir sind eben für diese Zukunftsmusik noch nicht reif. Der Schluß des ersten Aktes ist kunstvoll aufgebaut, dagegen gehört mehr als Geduld dazu, die end- und trostlosen Ton- und Wortwüsten während des zweiten Aktes volle anderthalb Stunden mit anzuhören. Dieser zweite Akt wurde denn auch kühl, sehr kühl aufgenommen und der schwache Applaus von Zischen übertäubt. Die in den Gesangpartien beschäftigten Künstler (folgt Aufzählung der Mitwirkenden) taten zwar das Beste, aber der durchschlagende Erfolg scheiterte an der völlig ungenießbaren Musik."

Von Brahms weiß die Musikgeschichte zu berichten, daß er ebenfalls seine „Ungarischen Tänze" einem Verleger in Budapest hartnäckig, aber vergeblich anbot. Nach Jahren bekannte der gleiche Verleger: „Vier Schlösser hätt' ich heut', wenn ich damals bei Brahms nicht so dumm gewesen wäre." Besonders schlimm erging es zeitweilig Franz Schubert. Es gab eine Zeit, da die Verleger seinen „Erlkönig" nicht einmal geschenkt haben wollten, weil sie der Ansicht waren, es sei die Komposition eines „gänzlich talentlosen" Notenschreibers. Noch wenige Jahre vor seinem Tode mußte er sich betreffs eines von ihm angebotenen Werkes von einem Musikverleger schreiben lassen: „Ich bitte Sie, mir den genauesten Preis zu machen, der einem Anfänger zusteht." Wolfgang Amadeus Mozart bot seine Oper „Titus" für 16 Dukaten einem Leipziger Verlag vergeblich an. Hugo Wolff, dessen wundervolle Lieder heute in den größten Konzerten in allen Ländern vorgetragen werden, mußte sie im Eigenverlag herausbringen, da sich kein Verleger dafür fand. Und sein Verdienst aus diesen Liedern belief sich dementsprechend innerhalb von fünf Jahren auf ganze 86 Mark!

Ein neues Saarlied

Auf einer Veranstaltung des Reichsverbandes der deutschen Artistik zu Gunsten des Winterhilfswerks gelangte ein neues Saarlied zur Uraufführung. Die Worte des Liedes stammen von A. Pohl; der Komponist ist B. Kutsch, der u. a. auch das Lied von der Lore komponiert hat. Die drei ersten Strophen des Liedes, dessen Titel ist „Die Saar ist frei!", lauten:

Frei ist die Saar! Der ganzen Welt
Der Ruf jetzt in die Ohren gellt.
Das Saarvolk, deutsch und stammverwandt,
Es kehrt zurück zum Mutterland.
Die Saar ist frei!

Frei ist die Saar! Im deutschen Land
Ganz Deutschland hebt zum Schwur die Hand
Und kündet, daß es einig sei.
Hör' alle Welt den Jubelschrei:
Die Saar ist frei!

Frei ist die Saar! So schallt's hinaus.
Ihr Deutschen, ruft's von Haus zu Haus:
Vorbei die Schmach, vorbei das Leid,
Ein Volk, ein Führer allezeit.
Die Saar ist frei!

Das vierzigjährige Negativ.

Höchst interessante Ergebnisse lieferten die Untersuchungen, die kürzlich Josef Daimer an alten englischen Bromsilberplatten vorgenommen hat. Die waren vor vier Jahrzehnten angefertigt worden. Die beiderseitig vergossenen Platten zeigten noch mehr als neun Zehntel ihrer ursprünglichen Empfindlichkeit und waren trotz Randschleier zu Aufnahmen verwendbar. Dagegen hatten die einfach vergossenen Platten erheblich weniger von ihrer ursprünglichen Empfindlichkeit behalten. Sie schleierten bereits zu stark, um noch für eine praktische Verwendung in Frage zu kommen.

„. . . den neunten war der Bodensee zugefroren. In diesen Tagen wird eine Wetternotiz von Interesse, die sich in einer alten Chronik aus dem Jahre 1435 vorfindet. Es heißt da: „Mit Eingang des 1435. Jahres fiel ein solch heftige Kälte ein, daß den neunten Tag Hornung der Bodensee völlig zugefroren, wie auch der Rhein von Basel an bis auf Dordrecht. Man konnte von Lindau auf Constantz mit Roß und Schlitten auf dem Eyß fahren. Da hat man den See von Rorschach bis auf Langenargen gemessen und gefunden, daß er 8057 Mannsschritt, das ist vier Stund und 75 Schritt breit seye. Viele Vögel sturben vor Hunger; die Raben und Krähen aßen den Leuten das Brot aus der Hand und ließen sich fangen. Die Kälte währete lang, und da die Reben im Rheintal erfroren, mußte man den Wein aus dem Veltlein herführen."